

Breslauer Beobachter.

Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände. Als Ergänzung zum Breslauer Erzähler.

Donnerstag
den 26. December.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich 3 Mal. **Diens- tags, Donnerstags und Sonnabends**, zu dem Preise von 4 Pfennigen die Nummer, oder wöchentlich für 3 Nummern **Einem Sgr.**, und wird für diesen Preis durch die beauftragten Col- porteurs abgeliefert.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfennige.



X. Jahrgang.

Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz befragen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 15 Sgr. das Quartal von 39 Num- mern, sowie alle königliche Post- Anstalten, bei wöchentlich dreima- liger Verendung zu 18 Sgr.

Annahme der Inserate für Breslauer Beobachter und Erzähler täglich bis Abends 5 Uhr.

Redaction und Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Der Weiberkrieg in Löwenberg.

(Erzählung aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts.)

(Fortsetzung.)

»Schimpf' er nicht!« — fuhr Nikodemus auf — »laß Er seinen katholischen Witz an andern aus. Aber — die Galle läuft mir über! — daß Du's nur weißt, Du buntscheckiger Kerzenträger, kommst Du mir einmal in den Weg, mit so viel Kugeln will ich Dein glattes Gesicht zeichnen, als man auf meinem durchlöchernten Gelsen kann. Bist's aber nicht werth, eines ehrlichen Mannes Gesicht zu tragen!«

Franz sah ihn lange an, sich bänzigend in seinem Zorn.

»Ich mag nichts mehr wissen!« — wendete er sich kalt vom Schuhmacher, der mit gehobener Hand vor ihm stand und brumnte mit zitternder Stimme sein Liedchen weiter.

Indem er so abseits saß, floß der Verläumdung Geiſer über ihn von manchen Lippen, die heimlich zusammen redeten. Am meisten schimpfte Nikodemus und die Wirthin im Backofen- winkelchen.

Bald aber war diese Rache erschöpft, und der Schuhmacher versiel in sein voriges Sinnen.

»Kommst der Herr mit nur einmal vor der Stadt in den Weg« — zuckte es jetzt von seinen Lippen, denn die heftigste Gähmung in ihm mußte sich einen Weg bahnen — »soll er« — und hierbei langte er in seinen Busen, als suche er, ob's noch da sei, was dann helfen werde — »dann soll er merken, wie Nikodemus seine Stadt rächt. Der Versuchte! und ist selber ein Stadtkind!«

Somit rannte er hinweg. Die Wirthin aber ging zum Franz, ihm schmeichelnd, daß sie sich ihn als Gast erhalte, und dann möchte sie so gern von ihm etwas erfahren, und fragen, warum er denn eben beim Königsrichter Dienste genommen; sonst habe ihm doch der Bürgermeister Schubert so gefallen, und dort sei der Dienst ja auch ledig! und sie sei doch solch eine gute Frau.

»Ja, das weiß Gott!« — rief Franz, und eine seltsame Hei- terkeit glänzte aus seinen Augen, und es erglühete sein Gesicht — »das ist eine Frau! — Aber Ihr wollt etwas Neues wissen? Eure Hand, daß Ihr's nicht sagt, von wem Ihr's gehört!« — und er faßte sie, daß das Weib zitterte, dann rannte er ihr leise in's Ohr:

»Sehet Euch vor! die Lichtensteiner werden bald kommen!«

»Mein Heiland!« — schrie das Weib und klammerte sich an den entseßlichen Botschafter an, der aber winkte ihr mit dem Fin- ger an den Lippen — und ging.

Wie nach langer Ruhe ein plötzlicher Feuerruf die Gemüther erschreckt und betäubt, so der gräßlichere, mehr denn Feuer ver- kündende vom Mägen der Lichtensteiner. Diese Nacht noch wollten sie einbrechen, und diese gräßliche Gewissheit bestätigten flüchtige Landleute, die den Roffen der Feinde zuvorgeeilt. Die ganze Stadt war in bejammernswerthen Aufruhr. Hin und wieder rannten die Unglücklichen, sich und ihre Habe zu retten. Und wer auch das Unglück zuvor geahnet und gewußt, der zer-

störte jetzt im blinden Schmerz, was er früher gethan, sich zu sichern. Hoch gepackt eilten die Bürger schaarweis nach den Thoren, die zu eng waren, alle Flüchtige auszulassen. Kinder an der Hand und im Arme verließen wohlhabende Leute ihre Wohnung, sie kaum beim Weggehen verschließend, da sie wohl wußten, daß die Wuth der Feinde sie doch zerstören werde. Wehmüthig wendeten sich Vater und Hausfrau zurück nach der Stätte früheren Glücks, aber bald wieder hinweg und hinaus in eine trostlose Zukunft.

In seiner Höhle hatte der Königsrichter gelauert und ließ es gewähren, daß etliche Bürger ausjögten, dem nahen Elende zu entfliehen; aber das Davoneilen ward allgemeiner und drängen- der, wie nur ein Zug wälzte sich's immer die Straße hinab und doch konnte er erst nach Verlauf einiger Stunden die Dragoner erwarten.

Hastig klingelte er. Franz trat ein.

»Wie steht's?« — frug er hastig.

»Verlaßet Euch auf mich! es ist wohl besorgt, es geht nie- mand aus dem Hause heraus, daß ich's nicht erführe!«

»Noch eins!« — befahl der Herr — »die Thore werden augenblicklich geschlossen!«

Berrücker! — knirschte Franz — und das soll ich ausdrük- ten! Die Bürger sollen den Dragonern in die Hände fallen? — schnell aber faßte er sich — »ich gehe selbst zum Thor!« — antwortete er, und wollte hinweg.

»Noch eins!« — sprach Elias und Franz stand erwartend — »der Rath muß sich augenblicklich versammeln! Keiner darf fehlen! hörst Du? Zum Schubert gehst Du selbst. Franz! — hier diese volle Börse ist Dein« — des ehrlichen Böhmen Augen glühten, und auf den Lippen lagen Schmähungen, aber sie und der Zorn des Blicks gingen unter im grauenvollen Lächeln, als Franz weiter zugehört und stumm nickte er nur hastig mit dem Kopfe, denn wer weiß, wie seine Worte hervorgepoltert wären.

»Also, Franz« — schloß Seiler — »der Bürgermeister darf nicht aus der Stadt, und Du bleibst bei ihr!«

»Ich bleibe bei ihr!« — antwortete Franz mit lebendi- ger Stimme, aufgeregter denn je, und damit langte er nach dem Beutel — »so wahr ich hier stehe, ich lasse sie nicht aus den Augen!«

»Und ich verlasse den Rath nicht eher, als bis ich die Hör- ner der Lichtensteiner höre« — sprach Seiler — »dann löse ich Dich ab!«

»Dann löset Ihr mich ab!« — wiederholte Franz mit fester Stimme, obwohl er an allen Gliedern zitterte, und wünschte, der Königsrichter möge bald enden, sonst ertrage er's nicht län- ger, — endlich durfte er hinaus.

»Niederträchtiger!« — sprach er draußen — »ablösen? Mich löst niemand ab, hab ich sie einmal in meiner Gewalt! Dir überliefern? Dir, schändlicher Bube? Dann hab ich's er- reungen, was ich will, fliehen will ich mit ihr, Du selbst hast mir die Mittel gegeben!« — und er barg hastig die Börse in seiner Brusttasche und eilte nach dem Thor, daß der Herr nicht Ver- bacht schöpfe.

»Herr, sie stürzten Euer Haus« — berichtete Franz rück-
 kehrend — wolltet Ihr die Thore verschließen. Doch hab' ich
 die Wächter berebet, und die Pforten halb vertriegeln lassen.
 Jetzt will ich zur Bürgermeisterei« — schloß er — »die soll
 mir nicht entgehen!«

Und des Königsrichters Dank folgte ihm, und dieser lobte sich,
 solch' einen wackern Diener sich erkoren zu haben.

Franz, seinem Herrn heimlich Adieu sagend, denn er wollte
 ihn nun nimmer wiedersehen, hab' er nur errungen, weshalb er
 in des Teufels Dienste getreten, ging nach seinem Kämmerchen,
 warf den alten Mantel um und schnürte sein Bündel.

Elias Seiler, der sein Weib längst aus seinem Zimmer ver-
 trieben hatte, saß am Fenster, lauschend auf das Rathsgelächeln,
 denn er fürchtete der Dragoner zu frühe Ankunft. Oft blickte
 er in Ungeduld nach der Uhr. Es waren noch zwei Stunden,
 bis zu ihrem, ihm angesagten Ueberfall.

Da rief plötzlich das Glöcklein und auf sprang Elias.

»Seid ihr einmal oben« — jubelte er — »soll mir keiner
 entkommen. Des Amtes will ich Euch entsezen, einen neuen
 Rath wählen, wie ich ihn begehre, meine Dragoner sollen schon
 helfen!«

Somit riß er das Fenster auf, denn es tobte gewaltig drau-
 ßen, und siehe, es war ein plötzlicher Regen, der in fürchterlicher
 Gewalt herabschoß und heftiger und heftiger ward.

»Kommt Euch der entgegen?« — lachte Seiler hinab auf
 die fliehenden Bürger — »bleibt nur hübsch daheim, ihr seht es
 ja, daß ihr nicht fort sollt!«

Der Rath war versammelt. Sie waren alle gekommen;
 Schubert der seine Gattin gen Friedberg gesandt hatte, und
 Hoppe, letzter, als jetzt regierender Bürgermeister, hatte sie ge-
 fordert; dem Königsrichter wären sie wohl heute nicht gefolgt.
 Der Rath drang auf schnelle Beendigung der Geschäfte, indem
 man den vorangeeilten Bürgern folgen müsse und wußte es hie-
 bei dem Bürgermeister Dank, daß er Eilboten so an den Kurfür-
 sten von Sachsen, als an den Rath der Sechsstadt Lauban
 gesandt, mit der Bitte, die Flüchtigen in ihrem Weichbilde auf-
 zunehmen.

Dann trat Schubert auf und tadelte die Herren, welche in
 der Noth die Stadt verlassen wollten, denn er sei keineswegs
 gesonnen, einen Schritt vor das Thor zu setzen, seine Wohnung
 sei hier im Rathe.

Da plötzlich flog die Thüre lärmend auf, Elias Seiler der
 Königsrichter und sein Bruder Daniel der Tischler traten nebst
 etlichen Andern im lauten Gespräch und mit unwürdigem Ge-
 räs herein, nicht achtend weder Versammlung noch Saal, und
 ersterer schritt nach seinem absonderlichen Tischchen am Fenster.

Neben ihn setzte sich der den Bürgern genugsam bekannte
 Franziskanermönch Julius Cäsar, ein würdiger Gehülfe des
 Königsrichters. Stolz warf er die Brust heraus, wobei die klei-
 nen Augen genug zu thun hatten, die Geistesarmuth zu verstell-
 len, und heut that er's noch hinter boshaftem selbstgefälligen
 Lächeln.

Dumm lächelnd glogte das gemeine Gesicht des Tischlers
 umher, indeß die breiten großen Hände, lang aus den engen
 Ärmeln herausbaumelnd, kaum in ihrer Angst wußten, wohin
 sie sich hängen und legen möchten. Endlich schlug er sich mit der
 Rechten auf die kurzen schwarzen Hinkelreider — die zwar neu
 waren, aber doch sammt seiner übrigen Tracht, dem Zuschauer
 die sichere Vermuthung abdrangen, ein Bauer stecke in der Seite
 eines eilen Städters. Man sah im Geiste über die eingeknick-
 ten Füße die dunkelblaue Schürze herabhängen.

»Ja, wie werdet ihr lachen« — konnte man aus den Augen
 lesen, deren hinaufgerissene Lider und Brauen, eben dieses Auf-
 sperrens wegen, zuckten und zitterten — »wie werdet ihr lachen,
 wenn Daniel Seiler, der Tischler, Bürgermeister ist. Ja, wenn
 ihr katholisch wäret, ja!« — und innerlich sehnend hob er die
 Linke, stammte sie in die Seite und nickte vor sich lachend mit
 dem dürrn Haupte.

»Meine Herren!« — begann Seiler, als er nach heftigem
 Schellen mit vornehmer Gleichgültigkeit lange gezögert, anzu-
 fangen und in niederträchtiger Nichtachtung dieses Ortes auf
 seinem von breiten Goldborden strotzenden Sammfessel sich ge-
 wiegt hatte — »meine Herren, die Zeit der Schonung ist vor-
 über; kaiserliche Majestät melden mir eben!« — und innehal-
 tend suchte er einen Brief und that als überlese er ihn flüchtig
 — »melden mir eben, daß die schlechte Verwaltung und das

Aufheben der Rathspersonen gegen die Ausbreitung der katholi-
 schen Religion ein Ende haben solle und müsse. Tausend Klä-
 gen sind vor den Thron gekommen; alle Huld aber und Nach-
 sicht, alles Bitten durch mich, ist von Seiten des widerspenstigen
 Rathskollegiums zurückgewiesen und verachtet worden. Kais.
 M. sieht sich dadurch genöthigt, die Treuen ihrer Stadt gegen
 die Unruhmüßer unterstützen zu müssen und sendet ihnen daher
 als Beistand gegen den rebellischen Rath etliche Compagnien
 Dragoner. Was ich hiemit einem Magistrate dieser Stadt an-
 gezeigt haben will. Sie verlangen Pflege, bis Ruhe und Ord-
 nung in Kirche und Rath hergestellt.«

»Da aber die Widerspenstigen entfernt werden sollen, frage
 ich hiemit, wer von den Rathsmitgliedern seinem Eide gegen
 Kirche und kaiserliche Majestät treu bleiben wolle. Widrigensfalls
 sähe ich mich genöthigt, das ganze hochpreisliche Kollegium hie-
 mit abzulösen, um würdigere Männer zu ernennen. Somit
 fordre ich jedes Meinungs.«

Und er lehnte sich zurück in seinen Stuhl.

Schubert saß zitternd vor Aerger und Schmerz, sah den
 Vorgesetzten Hoppe an, dieser winkte und er nahm das Wort.

»Auf so bittere Verläumdungen« — sprach er noch ziemlich
 ruhig — »auf so beleidigende Anklagen zu antworten, finde ich
 weder nothwendig noch an der Statt, am wenigsten ich, da auch
 ich unter die Rebellen und Unruhmüßer gehöre, daß aber kaiser-
 liche Majestät solches in den Mund gelegt wird, dünkt mir son-
 derbar. Uns hat in Sachen des Glaubens Niemand etwas zu
 befehlen, kaiserliche Majestät so wenig, als der Paps. Und weß-
 halb wir als Unruhmüßer ausgeschrien und angeschwärzt wer-
 den, das sind nur gerechte Widersprüche gegen anmaßendes Ein-
 greifen in des Menschen Heiligstes, darein sich Niemand zu
 mischen hat. Und dem widersezen wir uns hiemit und ferner
 immerdar, sonst sind wir kaiserl. Maj. treue und gehorsame Un-
 terthanen.«

Er setzte sich, winkte dem Nachbar, ohne nach dem knie-
 schenden Königsrichter hinüber zu sehen, noch dem das Gesicht ver-
 zuckenden Julius und dem in seinen Mienen gleich einsältig
 bleibenden Tischler.

Und von Nachbar zu Nachbar klang es wie eine Stimme
 laut und deutlich sprach sich die Treue an lutherischer Reforma-
 tion aus.

Elias Seiler zwang sich, seinen Aerger zu unterdrücken, denn
 der Landeshauptmann werde eben keine Freude hierüber empfin-
 den — aber — er sah nach der Uhr, in wenig Augenblicken
 mußten sie kommen! er sprang auf, seinem Zorne Lauf gebend,
 trat an den schwarz behangenen Sessionstisch, griff in die Qua-
 sten, den Teppich herabzureißen, und rief:

»So sehe ich hiemit im Namen kaiserlicher Majestät den
 ungetreuen Magistrat der Stadt Löwenberg ab!« — und er
 schlug auf den Tisch, daß es im ganzen Saale dröhnte.

»Nun wohl!« — sprach die Mehrzahl aufstehend — »se-
 gehen wir!«

»Nicht doch, meine Herren!« — beruhigte Schubert und
 streich den Teppich wieder glatt — »ich widerseze mich diesem
 willkürlichen Verfahren, wo sind die kaiserlichen Befehle?«

Seiler und Julius, der Mönch, schlugen ein lautes Geläch-
 ter auf, obwohl es dem Erstern nicht also ums Herz war, er
 lauerte auf der Dragoner Einzug, und verwünschte schon seine
 Vorschneile.

(Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen.

Sehung der niedern Volksklasse.

Ist die Noth gehoben, hebt sich auch der Mensch; mit der
 gemeinen Sorge schwindet die sorgende Gemeinheit.

Gemeinheit steht hier als Gegensatz zu geistiger Höhe. Je
 genialer ein Mensch, desto mehr sperrt er des Standes dieser
 Erdenbedürfnisse, je geistesreicher, desto weniger drückt ihn ma-
 terielle Armuth; geistesarmer, desto ängstlicher sorgt er, alle Le-
 bensbedürfnisse haben für ihn eine gewaltige Wichtigkeit.

Die reichen und höheren Stände gehen hierin den niederen
 Volksklassen mit dem allerschleunigsten Beispiele voran. Jene legen
 eine solche Bedeutsamkeit auf den Glanz, auf die äußere Erschei-
 nung, daß die Armen sich dadurch in ihrer Einfachheit um so
 gewaltiger vernachlässigt fühlen, weil sie sehen, wie die Besigenden

und Gebildeten ihnen eben nur durch das ihre Ueberlegenheit zeigen wollen, was die partheiische Glücksgöttin so ungleich vertheilt hat.

Hebung der niedern Volksklasse heißt nicht, sie etwas aus dem Schlamm des Elendes und der Verdorbenheit herausziehen, um dann desto bequemer vornehm und gnädig auf sie herabzublicken zu können; es sei vielmehr ein Vernichtungskampf gegen Gemeinheit, Rohheit, Bildungslosigkeit und Armuth.

Durch die Bildung vernichtet man die Armuth und die Gemeinheit gleichzeitig. Je höher der Schädel, desto mehr Erbärmlichkeiten finden darin Platz. Wissen bringt den Menschen zum moralischen Bewußtsein, zum Stolz des Ehrgefühls, Lehre ist mehr denn Ermahnung. Ueberzeugung wirkt mehr als Glaube.

Es ist nicht wahr, daß Wissen die Bedürfnisse steigert. Es ist dies bloß einer jener gemeinen Entschuldigungsgründe, womit die Erbärmlichkeiten, welche in ihrem Interesse das Volk verdummen und verdampfen möchten, gegen die allgemeine Bildung ankämpfen. Wissen veredelt nur die Bedürfnisse. Man sehe so manchen armen Handwerksmann, der etwas gelernt hat, wie er, statt Sonntage zu tabagiren, spart, um sich ein Buch kaufen, eine Zeitung halten zu können! Man sehe nur das Weib aus niedriger Volksklasse, die in der Elementarschule tüchtig lesen gelernt und dann aus angeborener Neigung jedes Buch, dessen sie habhaft werden kann, mit Gier fast verschlingt, man sehe, wie diese ihre Kinder sorgfältiger herauerpugt, sie reinlicher hält, als andere Kinder gleichen Standes erscheinen!

Das sind Segnungen des Wissens!

Unsere Geistlichen müssen so weit kommen, daß ihre Predigt nur das Resume dessen sei, was der Gemeinde die Woche über aus Lehre und Leben Behaltenswerthes hervorgegangen. Das Volk soll nicht darum glauben, weil es nichts weiß, sondern wissen, was es zu glauben hat.

Man gebe den Menschen nicht Gott und Unsterblichkeit; man bringe ihn dahin, daß er sie aus sich selbst erkenne und entwickle. Dann hat er den innersten Kern der Moral gewonnen. Widerwillen gegen das Gemeine, glühenden Eifer für das Erhabene.

Man lasse das Volk nie müßig leben. Dadurch glaubt es eine Entschuldigung, ja Rechtfertigung für das Nichtsthum zu finden. Das Gebet sei ihnen eine Erholung nach der Arbeit, eine Enthebung aus entmenscheidenden Lebensverhältnissen, eine Anregung zu neuer Thätigkeit.

Nur dies allein ist die wahre Bestimmung des Gebetes. Versöhnung mit Gott ist ein Ausdruck, der das Verhältniß des Weltgeistes zum Menschen gar zu läppisch darstellt. Durch das wahre Gebet gewinnt sich der Mensch nur neues Einstürmen der Gotteskraft, wo sie ihm erschlägt, und er erringt durch das Beten Versöhnung mit sich selbst.

Der Volksgieher, der Volkstreund, kann das bei seiner hohen, heiligen Arbeit sich kein besseres, wahreres, durchweg durchgreifenderes Grundmotiv zur Basis nehmen, als das kernigste aller Sprichwörter.

Gott hilft nur denen, die sich selber helfen.

Diesen Grundsatz fest zu halten, und alle weltliche Zerknirschung, aller Rückschritt in die Nacht des Aberglaubens, all das dumme Getreibe und gemeine Schleicherwesen des Aberglaubens, des heuchlerischen Frommthums der lichtlosen Förmlichkeit die das Glück der Einzelnen, der Familie und des Staates untergraben und mit der Zeit zusammenstürzen machen, sind entzweifnet.

Wollt Ihr das Volk heben, so sorgt vor Allem dafür, daß es fünf gesunde Sinne habe, laßt seine Augen klar sehen, betäubt seine Ohren nicht, laßt es nicht bethörenden Weltrausch ertönen, den Ihr ihm selbst vordampft, oder den es Euch vordampfen muß, zwingt es nicht, rauch zuzutapsen, sondern laßt ihm werden was ihm gebührt, wenn es nur mit bescheidenen Fingern darauf hinführt. Am allerwenigsten verberbt aber den Geschmack seiner Zunge, überladet ihm den Magen nicht. Es giebt nichts Aergeres als eine schlechte Constitution. Hypochondristen und Melancholisten sehen alles schwarz; es ist Nacht bei Ihnen, wenn die Sonne in die Augen brennt.

Sorgt aber, daß der Geschmack auch nicht zu sehr gereizt werde, — durch Hunger. Wird das Volk nicht selbst satt, dann kriegt es die satt, denen es die Schuld aufbürdet, daß es hungern muß; und kommt es einmal so weit, dann verwandelt sich der Hunger in einen grausamen Durst, der etwas tigerartiger Natur ist.

Man hat bloß da die allgemeine Bildung zu fürchten, wo man Unrecht's von der Masse verlangen mag. Dagegen ist

sie eine Stütze der Staatsinstitutionen, die auf Wahrheit, Gerechtigkeit basiren und das Wohl der Gesellschaft wie jedes Einzelnen bezwecken. Wo die letzteren Tendenzen unverbrüchlich festgehalten werden, da wird dem Volke klar, daß Alles, was geschieht, geprüfem Gesetze zu Folge so und nicht anders sein kann, und es giebt freudig, weil es weiß, daß es nur giebt, um zu empfangen, um erhalten zu werden.

Vornirtheit, die Unwissenheit, die Dummheit dagegen sind störrisch blind; sie widerlegen sich den weisesten Staatsinstitutionen, und lassen den Moment nur mit egoistischer Einseitigkeit auf, ohne seine weisen Prämissen und wohlthätigen Folgen zu begreifen, noch begreifen zu wollen.

Eines der erhabensten und freudigsten Gefühle für die Menschen ist: Du kannst durch Dich selbst bestehen! — Dieses Gefühl erzeugt sehr bald sogar das edle: Du willst denen, die nicht ganz durch sich selbst bestehen können, Deine Hilfe leihen.

Man gebe daher nicht sowohl Arbeit, als man sie suchen und finden lasse. Es wäre eine für die Hebung der niedern Volksklassen unberechenbare vortheilhafte Einrichtung, wenn die Arbeiter in den Fabriken nicht sowohl Beschäftigte wären, die der Herr jeden Augenblick kann gehen heißen, sondern vielmehr sich Beschäftigende, die Arbeiten können, selbst so kein augenblicklicher Bedarf. Dadurch würde die Arbeit leichter und freudiger weil sie aus freier Willensethätigkeit geschähe, und sie würde durch Gewohnheit zur Nothwendigkeit.

Bis jetzt heißt es aber immer: Wir haben Arbeit, oder: Wir haben keine Arbeit, und Letzteres ist eine gar leichte Ausrede für den Müßiggang. Wenn die Arbeit aber zum Geschäft wird dem fehlt sie nie.

Man bedenke, daß durch Erreichung des letztern Vorschlages die arbeitende Klasse zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangen müßte, daß die Bezeichnung des Proletariats: »Aus der Hand in den Mund« aufhörte, und der Besitz nde ist immer der Frohe, der Zufriedene.

Letzteres macht es jeder Regierung in ihrem eigenen Interesse zur weisen Pflicht, auf Erreichung dieses Zweckes mit aller Kraft und Ausdauer loszusteuern. Die einzelnen Arbeiter müssen gleichsam die Pächter der Stellen sein, welche sie in den Fabriken einnehmen, die sie nicht verlieren dürfen, so lange sie ihren Pachtbedingungen Genüge leisten. Können ihnen die Fabrikherren auch keine Arbeit geben, so müßte wenigstens der Stoff und das Werkzeug zur Arbeit nicht fehlen.

Der Fleiß macht sich jederzeit bezahlt. Man hat nicht zu befürchten, daß durch diese Einrichtung zu viel Arbeit aufgehäuft werden möchte.

Je weniger man dem gebildeten Menschen Brang auflegt, desto freiwilliger wird er seiner Pflicht und dem Gesetze nachkommen. Der friedliche Mann kann zugleich der gehorsamste sein, wenn ihm seine Bildung sagt, daß der Wille, der die Gesetze des Rechtes, der Erhaltung der Gesellschaft und der Verbindung der Menschen zu Völkern erfüllt, dadurch allein seine eigene Freiheit erhält, so wie die allgemeine Freiheit der Menschenverbrüderung.

Lasst.

Punsch-Predigt.

Eine frohe Punschversammlung wolle mit Fleiß und gebührender Hergensandacht und Aufmerksamkeit diejenigen Textesworte vorlesen hören, welche wir zum Grunde unserer heutigen Betrachtung legen wollen. Es beschreibt uns selbst die große Homer in seiner ersten Iliade, woselbst sie, in unserer deutschen Sprache also lauten:

Saufet Euch nicht voll Weins, woraus ein unordentlich Wesen folgt; sondern werdet voll Geistes.

Betrachten wir die ersten Worte unseres Textes: so sehen wir ganz klar und deutlich, daß der Dichter unsere Herzen dem edlen Punsche zuführen will, indem er uns vom Weine abmahnet, wenn er spricht:

Saufet Euch nicht voll Weins!

Was will Homer hiermit anders sagen, als: Wir sollen nicht mehr Wein trinken; sondern uns künftig an dem Punsche halten.

Diese Erwägung giebt mir demnach Anlaß, eine werthe Puschgemeinde in unserer heutigen Versammlung den Punsch etwas genauer kennen zu lehren.

Lasset uns daher sehen:

- 1) Worin die Eigenschaften eines wahren, ächten Punsch's bestehen, und
- 2) Wie wir den Punsch mit freudigem Herzen ergreifen und zu unserem Nutzen anwenden sollen.

Berausche mich mit sanften Zügen,
Gefüllter Becher meiner Lust!
Ich trinke Dich nur aufs Vergnügen
Der Schönen, die mir wohl bewußt.

Betrachten wir also, meine Geliebten! im
ersten Theile

den Punsch nach seinen hohen Eigenschaften: so stellet er sich uns in seiner vollkommensten Stärke und Größe dar. — Geschieht es nicht beim Punsche, daß alle, fast ganz erloschene Freundschaften wieder erneuert, und aufs Neue befestigt werden?

Macher der Punsch nicht oft aus den unversöhnlichsten Feinden die herzlichsten, die vertrauesten Freunde, obgleich vorhin auch wohl die vernünftigsten, die bündigsten, die nachdrücklichsten Vorstellungen nichts haben ausrichten können?

In der ganzen Welt ist kein sicheres Mittel, uns die Pflicht der Liebe des Nächsten erträglicher und angenehmer zu machen, als der Punsch.

Wann lästet man sich wohl die Gesundheit seines Nächsten anlegen, als eben beim Punschtrinken, wo wir ein Gläschen nach dem andern, auf die Gesundheit unserer Mitbrüder, mit Hintansetzung und auf Gefahr unserer eigenen, ausleeren?*)

Herrscht nicht eine so brüderliche Aufsichtigkeit in einer Gesellschaft, wo zwei oder drei beim Punsche versammelt sind, daß es selbst die Engel im Himmel erstauen muß?**) — Der Punsch macht die Gesellschaften aufgeräumt. Er vertreibt die dunklen Wolken von unsern Gesichtern, und macht sie so klar, als die heitersten Tage des Frühlings. Der Punsch ist auch gleichsam der Blasebaig des ehelichen Liebesfeuers. Er entflammt unsere Herzen gegen unsere Weiber, indem er sie uns doppelt so schön, als sie wirklich sind, vorstellt, und folglich auch unsere Zärtlichkeit gegen sie, nach eben dem Maasse, verdoppelt. — »Schöne Kinder! (ruft man alsdann aus) Schöne Kinder!

Der Punsch macht Euch noch eins so schön,
Weil Trunkne alles doppelt sehn.

Und du bist es auch, göttlicher Punsch! der unsere Schönen gefälliger, nachgebender, dienstfertiger gegen uns macht, indem Du uns die schmeichelhaftesten, die süßesten Worte in den Mund legst.***) Du würdest unsere Reden mit einem Salze, welches ihnen den wahren Nachdruck giebt. Du schenkst uns die edle Dreistigkeit, und die gehörige Beredsamkeit, unserem schönen Kinde zum ersten Male zu sagen: »Ich liebe Dich;« — welches wir, aus angeborener Blödigkeit,†) ohne Dich, wohl schwerlich wagen dürften.

Du, o Punsch, machest die Redner, die Dichter wichtig,††) die Helden groß, die Schönen munter und lebhaft; jeden in seiner Art aber unnachahmlich.

Also: Wenn wir einen guten Theil unseres heilsamen und unvergleichlichen Punsch's zu uns genommen haben: so ist alles,

*) Man sieht hieraus, daß diese Predigt schon alt sein muß. Bei uns ist das sogenannte Gesundheitstrinken gar nicht mehr gebräuchlich. Wir haben es auch nicht nöthig. Die Alten erfanden diesen Gebrauch, damit ihnen der Wein desto besser fließen sollte. Uns fließt er, Gottlob! auch ohne das Gesundheitstrinken, recht sanft durch die Kehle, welches Herr *** durch sein eigenes Beispiel, bestätigen kann. Dieser Mann nach der Mode würde sich die Augen aus dem Kopfe schämen, wenn er, nach dem Gebrauche unserer Vorfahren, ein Glas Wein auf eines guten Freundes Gesundheit ausleeren sollte. Noch in seinem ganzen Leben hat er keine Gesundheit getrunken, und ist doch 800 Thaler für Wein schuldig. Wie viel würde er nicht schuldig sein, wenn er, nach dem Beispiele unserer Väter, tränke?

Anm. des Herausgebers.

**) Ja, das ist wahr! Neulich erzählten sich zwei Ehemänner, beim Punsche, alle ihre Schelmerieen, — auch, daß einer des andern Schwager sei.

Anm. des Herausgebers.

*) Ich wundere mich, daß der Verfasser dieser Predigt nicht auch die Wirkungen rühmet, welche der Punsch, bei den Schönen selbst, hervorbringt. Beim Punsche lassen sie sich, wahrhaftig! — um den Finger wickeln.

Anm. des Herausgebers.

†) Diese dem männlichen Geschlechte angeborene Blödigkeit gegen die Frauenzimmer geht zuweilen so weit, daß sie selbige mit Gewalt zu überwinden suchen.

Anm. des Herausgebers.

††) Wenn das wahr wäre, so wollte ich dem Reimer *** rathen, recht viel Punsch zu trinken; denn dieser arme Schelm hat doch auch nicht ein bißchen Witz in seinem ganzen, großen Kopfe.

Anm. des Herausgebers.

was wir ansehen, das Unstige.*) Wie sind alsdann unumschränkte Herren über alles, was uns in die Augen fällt. Die ganze Welt gehöret uns; und der Himmel hängt uns voller Geigen, Harfen und klingender Spiele.

Glückselige Punschbrüder! o, hätte doch unser Rausch niemals ein Ende! Ewig, ewig bliebet Ihr alsdann Könige und Fürsten.

Zu diesen so klar am Tage liegenden, unvergleichlichen Eigenschaften des Punsch's kommt auch noch dieses, daß er mit unserer Natur so viel Aehnliches hat, und mit unserem Wesen so genau übereinkommt. Dieses erhellet aus folgender Betrachtung. — Der Punsch hat so, wie wir, eine Seele.

Dieses beweisen wir aus folgendem Grunde:

Unsere Seele ist ein Geist. Ein Geist heißt in lateinischer Sprache: Spiritus. — Wer ist nun wohl unter Euch, meine theuersten Zuhörer! welcher so verwagen sein könnte, zu leugnen, daß der Punsch einen Spiritus habe?

Ferner: Wie unsere Seele bei dem Absterben unseres Leibes sich himmelan schwingt: eben so, meine Freunde! steigt der Geist des Punsch's, bei seinem Untergange in unsere Häupter. Unser Magen ist sein Grab; und unser Kopf sein Himmelreich.

Noch mehr: Der Punsch, wenn er recht gut ist, kommt einem schönen Mädchen sehr gleich, wenn selbiges nämlich so beschaffen ist, wie man es von schönen Mädchen fordert. Hierher gehört folgender Beweis:

Ein Mädchen muß, wie rheinischer Wein,
Halb sauer und halb süße sein; —
Halb süße, daß man sich bemühe:
Halb sauer, daß sie an sich ziehe.

Der Punsch auch, meine Geliebten! Er muß süß und sauer sein. Die Säure des Citronensaftes, und die Schärfe des Axts werden durch die Süßigkeit des Zuckers auf eine so angenehme Art gemildert, wie ein einziger freundlicher und süßer Blick von unsern Schönen augenblicklich allen denjenigen Kummer aus unserem Herzen verbannet, welchen die Säure und Schärfe ihrer kurz vorher angenommenen Sprödigkeit in demselben erregt hatte. — Göttlicher Punsch, und himmlisches Mädchen, die Ihr einander so ähnlich seid! wie viel traget Ihr nicht zu der Verschönerung unseres Lebens bei! Was wäre ohne Euch die Welt? —

Saget selbst, theure Zuhörer! können wir uns nicht glücklich und abermals glücklich, und nochmals glücklich schätzen, daß wir in diesen erleuchteten und aufgeklärten Zeiten geboren sind, welche unsern blinden Vorfahren, in jenen finsternen Zeiten (ich meine vor der Sausreformations) ganz und gar verborgen waren?

Nur der Wein war ihre Lust,
Weil sie nichts vom Punsch gewußt.

*) Da haben wir die Auflösung eines Räthfels, welches uns manches Nachdenken verursacht hat! — Wenn Herr *** recht viel Punsch getrunken hat, so sieht er jede Schöne, jede Börse, jede Wahrheit als die Seinige an. Alle Mädchen und Frauen will er — küssen. Alle Börsen sollen ihm zinsbar sein; und wo er eine gute Wahrheit findet, da sehet er sich, ohne Umstände, an den Tisch. — Der böse Punsch!

Anm. des Herausgebers.

(Beschluß folgt.)

Welt-Begebenheiten.

(Ein seltsamer Rechtsfall.) Die „Signale“ machen sich den Scherz, von einem seltenen Rechtsfalle zu erzählen, der in Berlin der Entscheidung vorliegen soll: Ein vermögender Mann, der vor vier Monaten gestorben, hinterläßt zweien Seitenerben unter Anderem auch die Anwartschaft auf einen Parquetplatz zur ersten Vorstellung im Opernhause. Im günstigsten Falle dürfte der Prozeß binnen Jahresfrist entschieden sein, also etwa dreiviertel Jahre nach Eröffnung des Opernhauses. — Man verkauft jetzt schon Plätze zur ersten Vorstellung für 8 — 10 Thaler.

*(Ein lichtscheuer Stadtrath.) Während alle Stadtgemeinden darauf bedacht sind, die Straßenbeleuchtung zu verbessern, hat der Municipalrath der französischen Landstadt Argentueil den berathen Entschluß gefaßt, die seit langer Zeit bestandene und wegen der lebhafte Durchfuhr höchst nothwendige nächtliche Gasbeleuchtung gänzlich einzustellen. Die über diese Maßregel höchst erbitterten Bürger der Stadt haben sogleich beim Departements-Präfekten Beschwerde geführt.